

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heidelberger Tageblatt. 1884-1954 1954

(3.8.1954) Der Hörsaal

DER HÖRSAAL

BEILAGE FÜR WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Gesprächsthema Nr. 1: Das Wetter



SOMMERBILD 1954

Bedeckter Himmel, Regenschwüle und dann der erste Windstoß — traurig aber wahr, dieses Bild, das einem Fotoamateur gelang, zeigt symbolgetreu, wie der heurige Sommer sich entpuppt. Amerikanische Forscher behaupten sogar, er würde für die nächsten 40—50 Jahre sozusagen „den Ton angeben“. Danke schön! Im Augenblick sieht's ja anders aus...

Atome „falsch herum“

Dr. Schein entdeckte die „verkehrte Welt“

Dr. Marcel Schein, der Leiter des Physikalischen Instituts der Universität Chicago, hat jetzt verfallen, wie es ihm kürzlich gelang, den ersten Hinweis auf die Existenz einer „verkehrten“ Welt zu entdecken, die auf Atomen beruht, die „falsch herum“ aufgebaut sind. Die „verkehrte“ Welt, die nach Ansicht der Wissenschaftler am anderen Ende des Universums zu finden sein dürfte, besteht nicht aus negativ geladenen Elektronen und positiven Protonen, sondern umgekehrt aus positiven Elektronen und negativen „Antiprotonen“. Ein solches „Anti-Atom“ hat Dr. Schein kürzlich festgestellt, und diese Entdeckung rief in der amerikanischen Fachwelt eine Sensation hervor.

Schein arbeitete im Auftrage der amerikanischen Marine an einem Forschungsprojekt, das der kosmischen Strahlung galt, mit der sich Schein in erster Linie beschäftigt. Ein Pack photographischer Filme wurde von der Erde aus mit einem Ballon rund 33 km hoch geschickt. Als man die Filme dann später entwickelte, stellte man fest, daß ein bisher unbekannter Körper den Filmpack mit einer vorher nicht für möglich gehaltenen Energie getroffen hatte, „etwa wie ein Geschloß durch ein ganzes Kartenspiel fliegt“, berichtete Dr. Schein. Bei diesem unbekannten Körper handelte es sich um ein „Anti-Proton“, dessen Energie Schein mit Milliarden Volt angab, jedoch gleich hinzufügte, das sei eine sehr vorsichtige Schätzung. „Ich bin sicher“, sagte er, „die Energie ist noch viel größer. Sie sollte fünf Millionen mal so groß wie die eines Uran-Atoms sein.“

Während amerikanische Atomforscher Scheins Entdeckung für das bedeutendste wissenschaftliche Ereignis auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erklärten, meinte Schein selbst voller Bescheidenheit nur, seine

Entdeckung werde „wohl wichtige Konsequenzen haben, die sich aber im Augenblick noch nicht abschätzen lassen.“

Schein, der heute 52 Jahre alt ist, stammt aus dem alten Österreich-Ungarn. Er wurde 1902 als Sohn eines Bankiers in Trstena (Slowakei) geboren und wollte ursprünglich Architekt werden. „Physik galt zu meiner Schulzeit noch gar nicht als Beruf“, erzählte er jetzt selbst. Als er aber einmal eine Vorlesung eines bekannten Physikers hörte, nahm ihn dieses Gebiet so gefangen, daß sein künftiger Lebensweg in diesem Augenblick entschieden war. Er studierte in Würzburg und machte 1927 in Zürich seinen Doktor. Mit einem Rockefeller-Stipendium ging er zwei Jahre später nach Amerika. Im Jahr 1937 dort endgültig nieder und wurde 1943 Amerikaner. Seine Frau Hilde ist ebenfalls Physikerin, widmet sich aber heute nur noch dem Haushalt. Der Sohn des Ehepaars, Edgar, ist Sozialpsychologe und dient zur Zeit in der amerikanischen Armee.

Marcel Schein ist nicht nur Forscher, sondern gleichfalls Lehrer, und seiner Leidenschaft widmet er sich mit besonderer Freude, weil er das Unwissen der Menschen für eine große Gefahr hält. Als Beispiel führte er die „Atom-Hysterie“ nach den letzten großen Atomversuchen der Vereinigten Staaten im Pazifik an. „Natürlich soll man nicht verallgemeinern“, sagte er, „aber die Berichte über radioaktive Wolken und radioaktiven Regen über Japan lassen für mich doch den Schluß zu, daß in solcher Entfernung von Explosionsherden eine Gefährdung der Menschen praktisch ausgeschlossen ist. In unseren Laboratorien sind wir ständig der Strahlung ausgesetzt und“, fügte er lächelnd hinzu, „wie Sie sehen, ohne böse Folgen...“

Richard Jordan (UP)

Aus dem Wörterbuch unserer Krankheiten

In buntem Wechsel fanden sich Deutsch, Latein und Griechisch zusammen, und die heute geliebten Krankheitsbezeichnungen zu schaffen. Allerdings haben sich, besonders seit der Zeit des Humanismus, Latein und Griechisch breit gemacht und manches deutsche Wort verdrängt. Schon in früherer Zeit hat das lateinische Wort „febris“ unser „Fieber“, die ursprüngliche deutsche Bezeichnung „Rittzen“ den Garau gemacht. Gut deutsch ist dagegen unser „Schuppen“, übrigens gleichen Stammes mit „Schuppe“ und „schuppen“, ebenso das „Geschwür“, das von „schwären“ herkommt; bei Lessing heißt es noch „Geschwür“. Die „Grippe“ stammt zwar in dieser Form aus dem Französischen, ist aber letzten Endes aus dem gotischen „greipan“, unserem „greifen“ zu erklären.

Eine einfache Übertragung aus Farbe-Erkrankungen liegt in Schriftlich bei einem Wort persischen Ursprungs, ebenso in der „Rose“ und den „Masern“. Zu mißverständlichen Deutungen hat der „Star“, die bekannte Augenkrankheit, Anlaß gegeben; sie hat nichts mit dem Vogel zu tun, sondern hängt mit dem Wort „starren“ zusammen.

Auch die Mythologie spielt in unsere Krankheiten hinein. So ist beim „Alzdrücken“ nicht an die Alpen zu denken (es wird ja auch rich-

tig nicht „Alzdrücken“ geschrieben), sondern an den allgermanischen Glauben: ein böser Albe oder Elfe ängstigt den Schlafenden.

Während die Ruhr ein gutes deutsches Wort ist und weiter nichts als „eilige Bewegung“ bedeutet (man verwendet das Wort „Aufwehr“), stammt die Bezeichnung für die asiatische Brechruhr, die erstmals 1831 in Europa aufgetreten ist, „Cholera“ aus dem Griechischen. Das Wort bedeutet eigentlich „Gallenstau“ und findet sich teilweise in dem Wort „Malaria“ wieder. Wie „Ruhr“ ist auch „Gicht“ ein deutsches Wort; es kommt von „gichten“, da die Krankheit in den Gliedern umgibt. Früher sagte man dafür „Fluß“ oder „Stückfluß“ im Sinne von strömender Fluß. Die griechische Übersetzung des Begriffs ergibt „Rheumatismus“.

Einen interessanten Bedeutungswandel hat schließlich „nervös“ durchgemacht. Das zugrundeliegende lateinische Wort heißt eigentlich nur „Schnee“ und bezeichnet erst viel später unsere Nerven. Noch Lessing verwendet es seit den Dreißigerjahren des 18. Jahrhunderts — wohl unter dem Einfluß der französischen „nerveux“, den heute üblichen Sinn annehmend.

muß die Ändern daran hindern, ebenfalls aufzusteigen. Roger Aschley

Das Glück besteht oft aus dem Unglück, das man nicht hat. Yves Mirande

Das Glück ist wie jenes Spiel mit chinesischen Kärtchen, von denen immer eins in andere steckt. Man öffnet das erste, findet darin das zweite, das ein drittes enthält, und so fort. Im allerletzten ist nichts. Jean Sarmant

Wenn man eine Frau gut kennenlernen will, darf man sie nicht zu sehr lieben. François de Roux

Es gibt nichts Gefährlicheres als eine Frau, die sich langweilt. Höchstens eine Frau, die man langweilt. Pomaret

Bleiben die Sommer kalt? / 40 Jahre Tiefsttemperaturen behauptet H. C. Willett

Ein amerikanischer Meteorologe ist jetzt auf Grund jahrelanger Beobachtungen zu dem Ergebnis gekommen, daß die Menschheit sich besser daran gewöhnen sollte, daß der „gute, alte Sommer“ in Zukunft nicht mehr so warm wie bisher ausfallen wird. Nach Ansicht des Gelehrten, Hurd C. Willett, muß damit gerechnet werden, daß die Sommer in den nächsten Jahren immer kälter werden und ein Tiefpunkt in den Jahren zwischen 1960 und 1965 auftreten wird, an den sich dann eine Periode gleichmäßig kühler Sommer anschließt, die im ganzen 40 bis 50 Jahre andauern wird.

Die Beobachtungen und Berechnungen Willetts konzentrierten sich, wie die amerikanische Zeitschrift „Business magazine“ jetzt meldet, auf die Sonne, die nach übereinstimmender Ansicht der Wetterfachleute schon die Schuld an dem „verunglückten“ Sommer dieses Jahres trägt. Von vielen Seiten wurde bereits festgestellt, daß die Sonnenflecken in diesem Jahr besonders gering sind, und auf diese Krachrechnung wird der kühle Sommer zurückgeführt. Willett ging jedoch weiter und versuchte, eine gewisse Regelmäßigkeit in der Sonnenfleckenbildung nachzuweisen. Als erster Wissenschaftler hat er eine eingehende Tabelle der in Nordamerika vorhandenen Temperaturen innerhalb der letzten 60 Jahre zusammengestellt und kam dabei zu dem Ergebnis, daß die Temperatur auf der gesamten nördlichen Halbkugel der Erde seit 1930 ständig gesunken ist. Das ist nach seiner Ansicht nicht etwa auf ein Nachlassen der Wärmeabgabe der Sonne zurückzuführen, sondern auf „sporadisches Entstehen von Ausbrüchen

ultravioletter Energie und korpuskularer Energie (vor allem mit starker Energie geladenen Protonen und Elektronen). Solche Ausbrüche begleiten Sonnenflecken und ähnliche Störungen auf der Sonne.“

Willett stellt fest, daß ein plötzlicher Wechsel in der Ultraviolettstrahlung die Temperatur in den oberen Luftschichten der Erde so bedeutend erhöhen kann, daß sich in der unteren Atmosphäre starke Barometer-Schwankungen ergeben. Er zitiert einen Versuch, der im Februar 1952 über Berlin gemacht wurde. Mit Hilfe von Wetterballons wurde damals beobachtet, daß die Temperatur in 30 bis 35 000 Meter Höhe innerhalb von 24 Stunden von minus 50 auf minus 18 Grad Celsius anstieg. Die 18 Grad waren die höchste Temperatur, die jemals in solcher Höhe gemessen wurde. Willett konnte nun nachweisen, daß diese Erscheinung nicht nur mit einer der stärksten Veränderungen auf der Sonnenoberfläche zusammenfällt, die in jenem Jahr beobachtet

wurde, sondern daß darüber hinaus das Wetter auf der gesamten nördlichen Hemisphäre stark beeinflusst wurde: „Winde, die vor der Sonnenstörung im Nordpolargebiet ganz normal von West nach Ost verliefen, kehrten sich plötzlich um und wurden zu den stärksten Ostwinden der ganzen Jahreszeit.“ Im Atlantik folgten prompt zwei schwere Stürme und an der Ostküste Amerikas fiel eine Rekordschneehöhe von 50 cm.

Nach Ansicht des amerikanischen Wissenschaftlers haben also die Sonnenveränderungen einen unmittelbaren Einfluß auf die Temperatur der Erd-Atmosphäre und die Winde, die plötzlich Polarluft in warme Regionen bringen können. Er hat weiter berechnet, daß diese Entwicklung auf der Sonne noch 50 bis 90 Jahre dauern wird. Eine endgültige Beurteilung seiner These wird allerdings erst möglich sein, wenn auf einem künstlichen Erdstübchen in großer Höhe eine automatische Wetter- und Sonnenbeobachtungsstation errichtet werden kann.

In 5 Millionen Jahren

sehen die Menschen sehr viel anders aus!

Auf Grund bekannter entwicklungsgeographischer Gesetze hat sich der amerikanische Anthropologe Professor Krogman von der Pennsylvania-Universität ein Bild gemacht, wie der Mensch in etwa 5 Millionen Jahren aussehen wird. Der Gelehrte gab seine mit Fantasie gemischten Voraussetzungen innerhalb eines wissenschaftlichen Diskussionsabends bekannt.

Nach Professor Krogman wird der Mensch in fünf Millionen Jahren für unsere heutigen Begriffe erschreckend häßlich aussehen. Auf langen, dünnen Stielen sitzt ein lösenförmiger Leib, überlagert von einem mächtigen Kopf. Die Füße sind platt und rund. In Anpassung an die Naturgegebenheiten wird der Mensch viel langsamer leben als wir und ein Alter von 120 bis 180 Jahren erreichen. Dieser verlangsamte Rhythmus geht auf eine starke Verminderung des Sauerstoffgehalts in der Atmosphäre zurück. Inzwischen hat es der Mensch gelernt, in

sich bestimmte Eigenschaften besonders zu entwickeln, andere bewußt zurückzudrängen. Die Genetiker verbessern laufend das Gehirn, das schrittweise dahin gelangt, sich auf den unmittelbaren Wege der Gedankenübertragung und des Gedankenlebens mit anderen zu verständigen. Die Sprache als Hilfsmittel hat ausgedient. Es wird keine Geheimnisse mehr geben — meint Krogman —, da jeder sofort spüren kann, was der andere denkt. Die Vorgänge weichen sich nach dem Prinzip von Wellensender und -empfänger ab.

Überhaupt wird die Ausprägung der geistigen Fähigkeiten bis zu einem Punkt verfallen, den wir uns heute nicht vorstellen können. Alle Elektronen-Rechenmaschinen unserer Zeit übertrifft der Mensch, er erringt sich eine fast kosmische Machtentfaltung, die ihn jedes, aber auch jedes Problem lösen läßt.

UNSERE KURZGESCHICHTE

Was macht Pipervikien?

Von S. Carmiselt

John Barrymore sagte einst: „Eine Frau kann drei Dinge aus nichts machen: einen Salat, einen Hut und einen Krach.“ Das vierte ist zweifellos eine Cocktailparty.

In Jora hatte ich wieder einmal Gelegenheit, diese vertikale Entspannung zu üben. Größtenteils ausländische Gäste hatten sich im prunkvollen Haus eines Herrn versammelt, um den sich alles drehte und der sicherlich eine fesselnde Persönlichkeit war, wenn man ihn richtig zu nehmen verstand. Seine Gattin, die wir in einem schwierigen Alter antraten, rannte gastgeberisch herum und ließ Wasser des Witzes aus dem Fels der Verewilligung zu schütten. Man nippte an Erfrischungen, so wie Fürstlichkeiten zu speisen beliebten. Es herrschte eine Stimmung wohlbehaglich-verblissener Länge.

„Ah — Sie sind also unser junger Freund aus Oslo“, rief die Hausherrin mir zu. Das hatte sie schon einmal gehört, aber meine Richtigstellung schien nicht zu ihr durchgedrungen zu sein.

„Nein, nein — aus Amsterdam“, sagte ich in einem Ton, als ob der Unterschied nur einen einzigen Breitengrad betrug.

„Ach, natürlich...“ Sie verschwand wieder und überließ mich einem vertrackten Herrn, der wie ein ausgewildertes Blatt im Leben lag und mich ansah, als wäre ich sein zwölfter Teller Hafegrütze.

„How's your king?“ fragte er endlich. „We have no king“, sagte ich. Er schwieg entrutet.

„We have a queen“, fügte ich hinzu, um ihm entgegenzukommen.

„Is that so...?“ fragte er irritiert und ging vor sich hinmurmeln, woanders hin. Als ich mein Glas auf einen großen Tisch stellte, an dem mehrere Personen einen Spitzganz am kalten Buffet ausführten, tauchte die Hausherrin wieder auf und rief mit stereotypem Lächeln: „Ah — da ist ja unser junger Freund aus Oslo!“

Sie war von einer Gruppe blühend einsehender Männer umgeben, die den Eindruck machten, als ob sie alles darum geben würden, um von dort zu kommen. Ich wollte gerade wieder meine Richtigstellung anbringen, aber plötzlich kam ich mir etwas querulant vor, da ich es immer besser wissen wollte.

„Nein...“ sagte ich deshalb und nahm ein neues Glas in Empfang. Sie tauchte wieder unter. Die blühend aussehenden Männer sahen mich eine Zeitlang feierlich an. Dann sagte der Vorderste:

„How's Pipervikien?“

Der Name bewegte nichts in mir. Wahrscheinlich war es der norwegische Ministerpräsident. Wohlwollend sagte ich: „O, danke, ausgezeichnet.“ Warum sollte es dem Mann nicht gut gehen?

„Sind sie immer noch beim Abreißen?“ redete mein neuer Gesprächspartner weiter.

Es war also kein Mensch, sondern etwas, woran abgerissen werden konnte.

„Ja, das geht immer weiter“, sagte ich. „Und auf Bygdø?“ bestand der Mann fort.

„Auch“, sagte ich.

„Aber das Volksmuseum...?“ fragte er.

„Futak“, sagte ich finster. Denn so bin ich nun einmal: wenn ich einmal mit dem Abreißen einer Stadt anfangt, bleibt kein Stein mehr auf dem anderen.

„Wie schade“, fand der Mann. Er versank in trübe Gedanken. Vorsichtig stellte ich mein schon wieder geleertes Glas auf den Tisch und wollte fortschleichen, aber als ich mich erst halb umgedreht hatte, stand ich nochmals Auge in Auge mit dem vertrackten Greis. Er schrak vor mir zurück, konnte mir aber nicht mehr antworten.

„How's your k... queen?“ begann er, sich gerade noch rechtzeitig verbeugend.

Der Belächte, dessen Volksmuseum ich abgerissen hatte, lachte gutmütig und sagte: „He has no queen.“

Verdutzt sah mich der Alte an.

„We have a king“, sagte ich, denn so viel weiß ich doch noch von Norwegen.

„Is that so...?“ sagte der Alte. „Ah, da ist ja unser Freund aus Amsterdam“, rief mir die Hausherrin entgegen. „Mein, nein, aus Oslo“, sagte ich.

(Autorisierte Übertragung aus dem Niederländischen von Johannes Piron)

Der hochgelehrte Bauer

Nikol Schmidt gen. Künzel sprach 51 Sprachen

In dem Dorf Rothenacker bei Schleiz lebte von 1606—1671 jenes einzigartige Phänomen in der Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, das man kurzweg als den „Gelehrten Bauern“ bezeichnete. Nikol Schmidt genant Künzel, war zeitweilig ein Bauer und beherrschte nicht weniger als 51 Sprachen, hauptsächlich orientalische, u. a. lateinisch, griechisch, hebräisch, chaldäisch, syrisch, arabisch, persisch, armenisch, abessinisch, ägyptisch und türkisch. Das Neue Testament konnte er in 14, das Alte Testament in sechs Sprachen auswendig. Ein Kahljunge, der die Winterschule besucht hatte, war Künzels erster Lehrer gewesen. Aber der Vater verbot es, und Nikol studierte während einer Krankheit das ABC-Buch und den Katechismus. Der Bruder seiner Mutter lehrte ihn schreiben. Von Buchhändlern in Schleiz, Jena, Hof und Nürnberg verschaffte er sich auf seinem Wanderstudium benötigte Bücher, die er zum Weiterstudium benötigte. Nach vier Jahren verstand er leibte lateinische Lektüre. An

den Wänden der väterlichen Scheune übte er die verschiedenartigsten Alphabete.

Allmählich wurde der „Gelehrte Bauer“ in weitesten Kreisen bekannt. Er betrieb physikalische, astronomische, meteorologische, botanische, chemische, optische und mathematische Studien. Auf seinem Bauernhaus errichtete er eine Sternwarte und besaß die besten astronomischen Instrumente. Doch die Not seiner Zeit machte auch vor Nikol nicht Halt. Haus, Hof und Felder wurden durch den Krieg verwüstet, infolge des Zudehns einflussreicher Freunde wurde aus dem gelehrten Sprachkennner ein deutscher Kalendermacher, der den damals gerade brennenden Kampf zwischen dem julianischen und gregorianischen Kalender in die goldenen Mitte leitete. Die in Nürnberg verlegten Schmidt-Künzelschen Kalender fanden reichenden Absatz, und der „Gelehrte Bauer“ hinterließ seinen Nachkommen ein bedeutendes Vermögen.

Der Ton wandert mit

„Perspecta“ — neueste Errungenschaft der Kinotechnik

In einem Orchester schlägt einer der Musiker ein Tamburin, er steht links rückwärts — sie hören ihn auf dieser Position in ihrem Stammklub. Ueber die Breitwand reiten die Scharen wilder Ritter — sie kommen von rechts nach links und sie verfolgen die donnernden Hufe. Marlon Brando hält seine berühmte Marc-Anton-Rede in „Julius Cäsar“. Monolog und Volksgemurmel trennen sich, je wie sich Brando bewegt —

Diese Differenzierung des Tons — das ist Perspecta, das Neueste von Neuem, der stereophonische Ton, geradenwegs frisch aus den USA über Metro-Goldwyn-Mayer, Paramount und Warner Brothers importiert und von Zeil-Ikon hörgerecht montiert. Aus einem einzigen Lichtion-Streifen werden nunmehr die Töne und Klänge, die Geräusche und Worte auf drei Lautsprecher übertragen, die hinter der Leinwand stehen und die nun, je nach der Position des Tons im Bild aus dem entsprechenden Lautsprecher quillen.

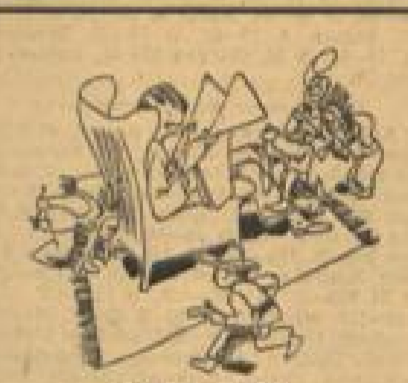
„Ich liebe dich“ — sagt der Held von links — ergo kommt links der Ton — wie herrlich! — stimmt sie — auf der rechten Bildseite und der Ton klingt von dort. Der schmerzende Kuß in der Bildmitte trifft dann haargenau in der Leinwandmitte den Zuschauer.

Das ist es also. Sie haben es einmal wieder genau, haargenau hinbekommen und es muß den manisch-wilden Technikern zugestanden werden: ihr Ton stimmt nun quadratmetergenau. Das Geheimnis ist allein der gerichtete stereophonische Ton, schön ähnlich wie bei Cinema-Scope und in einer mehrkanaligen Tonführung entsteht der Eindruck des unmittelbar-originalen Tons, weil er punktgerichtet auf die Bildbesitzer zielt, die vor ihm auf der Leinwand sichtbar sind.

Die optische Handlung bestimmt die Platzierung des Tons. Für den Theaterbesitzer in der technischen Vervollständigung seiner Vorführtechnik nunmehr ein unbedingt notwendiger Faktor. In Frankfurt — Film-

palast — wurde diese Perspecta-Probe demonstriert: der Lale staut und der Fachmann wandert sich. Aber es war wohl zu erwarten — die Techniker schlagen die Dramaturgie nach Längen. Sie vervollkommen, was die wertigen Filmdichter nicht schafften — das Ueberzeugende, das Rechte — wo es doch nur Schein bleibt, wenn auch hier technisiert vollkommen: den Raumton. K. J. Fischer

HEITERE KLEINGEITEN



Zeichnung: Dunbar

Vater und Söhne

Müde und abgepuscht nach der Arbeit des Tages ließ sich ein Vater in einen Sessel fallen, um in Ruhe die Zeitung zu lesen, bis das Abendessen fertig war. Da erglomm plötzlich ein Rudel kleiner Coucouhs im Zimmer und hinterdrein eine wilde Herde schreiender Indier.

„Kinder, für euch ist es jetzt Zeit, nach Hause zu gehen“, sagte der Vater, ohne von der Zeitung aufzusehen. „Es gibt gleich Abendessen.“

Tatenlos — aber nur einen Augenblick lang, dann ging der Krach weiter, bis einer der Coucouhs auf Vaters Schoß landete. Das war riviel.

„Ich habe euch doch gesagt, ihr sollt nach Haus gehen“, brüllte er. „Jetzt aber mercht!“

Wieder war alles still — bis eine dünne, bläuliche Biene sagte: „Aber wir gehören doch alle hierher, Vati — wir sind doch seine!“

H. V. B.

DAS BERTZ AUS READER'S DIGEST

Die gute Anekdote

„Sehn, meine Herrn“, begann der Wiener Mediziner Nothnagel seine Vorlesung, „wenn der Mensch krank ist, dann legen sozusagen seine Krankheit und seine Natur im Streit miteinander. Ja, und in diesem Augenblick kommt der Arzt mit dem Knäuel und schlägt mutig drauflos. — Jetzt aber kommt's drauf an: trifft er die Krankheit, wird der Mensch wieder gesund; trifft er aber die Natur — ja dann let's aus und vorbei!“